

# „Wir wollen nichts beschönigen“

Fälle, wie sie der Spiegel-Autor Peter Wensierski beschreibt, gab es auch bei der Diakonie, bestätigt deren Präsident

Frankfurter Rundschau: Herr Gohde, was ist Ihnen durch den Kopf gegangen, als Sie das soeben erschienene Buch „Schläge im Namen des Herrn“ von Peter Wensierski gelesen haben? Hatten Sie Mitleid mit den Zöglingen in den geschlossenen Kinder- und Jugendheimen der 50er und 60er Jahre? Jürgen Gohde: Ja, natürlich. Ich bedauere sehr, was in der Vergangenheit auch in Heimen der Diakonie Schlimmes geschehen ist. Das Buch bricht ein Tabu. Es gehört für mich zu den erstaunlichen Phänomenen, dass das Thema immer mal wieder hochgekommen ist, aber es ist politisch nie systematisch bearbeitet worden.

Wie sollte das geschehen? Wir müssen uns fragen, wie konnte es damals zu solchen Ausgrenzungen junger Menschen und Übergriffen kommen. Da waren nach Richter beteiligt, Lehrer, Jugendämter, Nachbarn und Eltern. Dahinter steckt ein ganzes Wertgefüge. Die Erzieher beispielsweise waren junge Leute, die aus dem Krieg zurückkamen, häufig ohne gute Ausbildung und viele sicher traumatisiert, was aber niemand interessierte. Sie mussten bis zu 80 Stunden in der Woche arbeiten. Die Pädagogik orientierte sich an Anpassung und Disziplinierung. Es war die Rückkehr in eine wilhelminische Erziehungsstradition. Verhaltensweisen Jugendlicher, die wir heute für selbstverständlich hielten, wurden bestraft.

Aber was ist mit den Opfern dieser schwarzen Pädagogik? Das Seltsame ist, dass bei allen Reformen, die wir inzwischen erfolgreich eingeleitet und umgesetzt haben, nie die Frage gestellt worden ist, welche Traumata damals bei den jungen Leuten ausgelöst worden sind. Es ist das Verdienst des Buches, dass es all die Biografien aus der Anonymität herausholt hat. Ich wünsche mir, dass wir die Scham überwinden, über die Gewalttraditionen in der Erziehung zu reden. Dafür brauchen wir die Berichte der Opfer und der Erzieher.

Bleiben wir bei den Opfern. Sie haben häufig auch materielle Einbußen erlitten. Die Jugendlichen mussten hart arbeiten, bekamen jedoch keinen oder kaum Lohn dafür. Rentnanwartschaften haben sie auch nicht erworben. Werden das Diakonische Werk oder die Evangelische Kirche Entscheidungen zahlen?

Das sind Fragen, die man ohne eine systematische Aufarbeitung nicht beantworten kann. Arbeit war ja nicht der Zweck des Aufenthaltes in diesen Heimen. Aber sie war als Mittel zum Zweck gedacht, die jungen Menschen zu einer persönlichen Stärke führen sollte. Das Gegenteil geschah. Außerdem: Es gab nicht genügend Ausbildungsplätze für Jugendliche in den Einrichtungen wie auch außerhalb.

Wollen Sie damit sagen, das war eine verkäppte Ausbildung? Nein, nein, ganz im Gegenteil. Es sollte eine Hilfe zur Schaffung einer Tagesstruktur sein – so würden wir das heute nennen. Aber das war es natürlich nicht. Wenn Arbeit der

Zweck für den Aufenthalt in einem Heim gewesen wäre, dann müsste man über Entschädigung nachdenken. Das alles muss jetzt sehr sorgfältig untersucht werden.

Sorgfalt braucht Zeit, aber die Opfer sind nicht mehr die Jüngsten. Wann wird die Aufarbeitung beginnen?

Wir untersuchen bereits historisches Material. Die Archive sind lange offen. Wir bereiten derzeit eine Tagung zu dem Thema vor, auf der alle Beteiligten zu Wort kommen müssen. Wir bereiten auch eine Studie vor. Die wird unabhängig sein. Wir haben ja schon Erfahrung in der Aufarbeitung der Zwangsarbeit oder mit dem Thema der Jugendlichen bis 1945. Wir wollen nichts be-

## INTERVIEW

Jürgen Gohde ist evangelischer Theologe und seit 1994

Präsident des Diakonischen Werks der Evangelischen Kirche in Deutschland (EKD).



BILD: JACOB

Gohde wurde 1948 in Rotenburg (Wümme) geboren. Er studierte Theologie und Erziehungswissenschaften und war später als Pfarrer tätig. Seit 2000 ist er Präsident des Europäischen Verbands für Diakonie (Eurodiaconia). FR

schönigen, verharmlosen oder ungeschönen machen.

Das heißt konkret?

Wir als Kirche, als Diakonie können eine Plattform bilden, wo Opfer den Respekt und die Anerkennung wiedergewinnen, die man ihnen so lange vorenthalten hat. Sehr lange wurden ihnen ja ihre Geschichten, die sie erzählen wollten, gar nicht geglaubt. Das ist eine offene Wunde.

Wie ist sie zu schließen?

Indem wir persönliche Begegnungen vor Ort möglich machen. In diesem Rahmen sind auch Entschuldigungen zu sagen und zu hören. Wichtig in diesem Zusammenhang ist mir allerdings zu betonen: Ich habe momentan keinen Anhaltspunkt dafür, dass die jungen Menschen systematisch und auf Weisung der Diakonieleitungen oder der Kirche gequält worden sind.

Warum haben die Diakonie und die Kirchen das Tabu nicht selbst gebrochen?

Wir beschäftigen uns schon sehr lange mit den Problemen. Das Thema taucht seit 1960 regelmäßig intern und extern auf. Allerdings waren wir alle konzentriert auf die Reform der Strukturen und Konzepte und offenbar war ja auch das öffentliche Interesse an einer Aufarbeitung nicht recht vorhanden. Es kommt jetzt aber auch darauf, diese Scham über das eigene Tun zu überwinden und mit den Opfern und Tätern eine neue Perspektive zu suchen.

Interview: Katharina Sperber